

Volkstimme

Einzelpreis 5 Pf.

Wochenzeitung für Kinder im Magdeburger Land

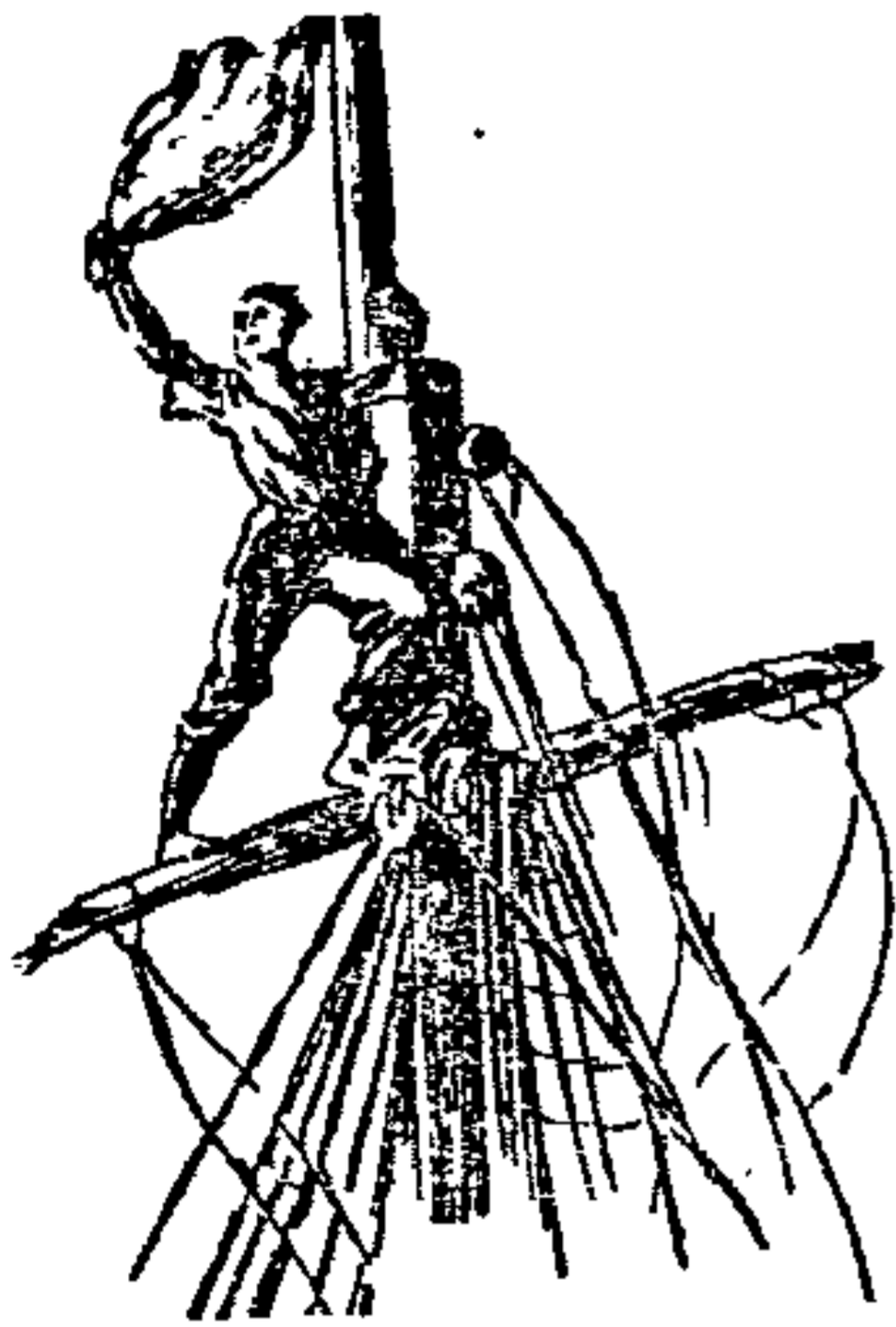
Die Kinderzeitung erscheint mit jeder Sonntag-Nummer der „Volkstimme“. Zur Mitarbeit ist groß und klein freundlichst eingeladen. Behandelt werden alle Fragen des täglichen Kinderlebens.

Jeder soll zu seinem Rechte kommen, auch die Kleinsten, die noch nicht in die Schule gehen. Das verspricht die Redaktion der Kinderzeitung, Magdeburg, Gr. Mühlstr. 8. Fernsprecher 23881, 23885.

Nr. 6

Sonntag den 9. Februar 1930

2. Jahrgang



Der Schiffbruch der Siddartha

Vor einigen Tagen ist der große Passagierdampfer Monte Cervantes beim Feuerland an der Südspitze Südamerikas untergegangen. Es ging noch glimpflich ab. Sämtliche 1100 Passagiere und die gesamte Mannschaft von 400 Mann konnte gerettet werden. Nur der Kapitän, der zu lange auf seinem Posten ausharrte, versank mit seinem Schiff in den Fluten.

Dieses Drama auf dem Meere erinnert an ein anderes vor 30 Jahren. Mit einer Ladung Bauholz für Liverpool verließ die hölzerne Bark Siddartha am 16. Januar den Hafen von Jacksonville in Florida. Trotz heftiger Stürme ging anfangs alles gut; dann aber, am 17. Tage der Rei-

Kinderfahrt im Luftballon

Nach einer Landung in Barby.

Barby, 3. Februar. Am Sonntagnachmittag überflog ein Luftballon in geringer Höhe die Stadt Barby. Da Windstille herrschte, flog der Luftballon nur langsam und konnte gut gesichtet werden. Ueber der Siedlung flog er bereits so niedrig, daß die Insassen die Sandsäcke entleeren mußten.

Kurz hinter dem Eisenbahndamm landete der Luftballon. Zahlreiche Zuschauer hatten sich eingefunden. Auf dem freien Platze der ausgeschönten Ausschachtungen wurde der Ballon eingepackt. Vorher ließen die Insassen eine Anzahl Kinder in den Korb steigen und auch einmal „fliegen“. Natürlich wurde dabei der Luftballon an dem Galtau festgehalten.

Es handelte sich um den Luftballon Bitterfeld 8, der um 9 Uhr in Bitterfeld aufgestiegen war und bis an die Küste fliegen wollte. Diese Fahrt hofften die Insassen in sieben Stunden zurückzulegen. Da aber bei der herrschenden Windstille die Fahrt außerordentlich langsam ging, war der Luftballon gegen 15 Uhr erst in Barby angelangt, so daß man sich hier zur Landung entschloß.

se, geschah das Unglück. Das war der 2. Februar. Ein fürchterliches Unwetter brach über das Schiff herein. Der Klüverbaum ging über Bord, die Stützen der Reeling brachen und wurden fortgeschwemmt, das Wasser ergoß sich in wahren Sturzfluten in die Kabinen, zerstörte alles und vernichtete überdies nicht nur die Trinkwasserfässer, sondern auch noch den gesamten Proviant. Lediglich zwei Tonnen Kartoffeln konnten gerettet werden.

Da trieb nun das vordem so stolze Schiff hilflos als armseliges Wrack auf dem

Ozean — und auf ihm befanden sich 13 Männer, die außer rohen Kartoffeln keinerlei Nahrung besaßen, über kein Trinkwasser verfügten und zudem Tag und Nacht pudelnaß waren, weil sie gezwungenermaßen an Deck des Wracks bleiben mußten. Nur dem Umstand, daß die „Siddartha“ Holz geladen hatte, war es zuzuschreiben, daß sie nicht unterging.

Mit brennenden Augen suchten die Unglücklichen den Horizont ab. Die Stunden wurden ihnen zu Tagen, die Tage zu Ewigkeiten. Zu der Todesnot gesellten sich entsetzliche Qualen des

Hungers und des Durstes. Einmal tauchte ganz fern ein Segel auf. Wie ein Blitz war alles auf den Beinen. Man winkte und schrie, schwenkte weiße Stoffetzen — umsonst. Das Schiff fuhr vorüber und entschwand bald den entsetzten Blicken der Unglücklichen.

Die nächsten Tage brachten böse Verschlimmerungen. Der andern bemächtigte sich allmählich eine immer größer werdende Verzweiflung. Immer hohlwangiger wurden die Gesichter, immer hoffnungsloser die Blicke. Nicht lange mehr — und der Tod würde kommen, um reiche Ernte zu halten.

Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt.

„Es war am 22. Februar, ein Datum, das wir niemals vergessen werden und gerade 20 Tage nach jenem, an dem unser Leiden angefangen hatte“, schrieb später der Kapitän des Schiffes, und fuhr fort: „Als die Sonne an jenem Tage aufging, machte sich kein Zeichen eines Schiffes auf der weiten Fläche des Ozeans bemerkbar. Als es heller wurde, kletterte der zweite Maat mühselig in die Mesansmarssaling, wo er jeden Tag stundenlang zu sitzen und den Horizont in der vergeblichen Hoffnung, ein Schiff zu sichten, abzusuchen pflegte. Plötzlich schreckte er uns alle mit dem Schrei: „Ein Segel! Ein Segel!“ aus unsrer dumpfen Stimmung auf.“

Eine unbeschreibliche Aufregung bemächtigte sich der Schiffbrüchigen. Die Angst, auch dieses Schiff könnte vorbeifahren, ohne sie zu sehen, ließ alle ihre Lebensgeister lebendig

werden. Wieder setzte das Schreien und Winken ein. Und wirklich, als das fremde Schiff noch näher herangekommen war, ging an seinem Mast plötzlich ein Signal hoch. Man hatte sie gesehen!

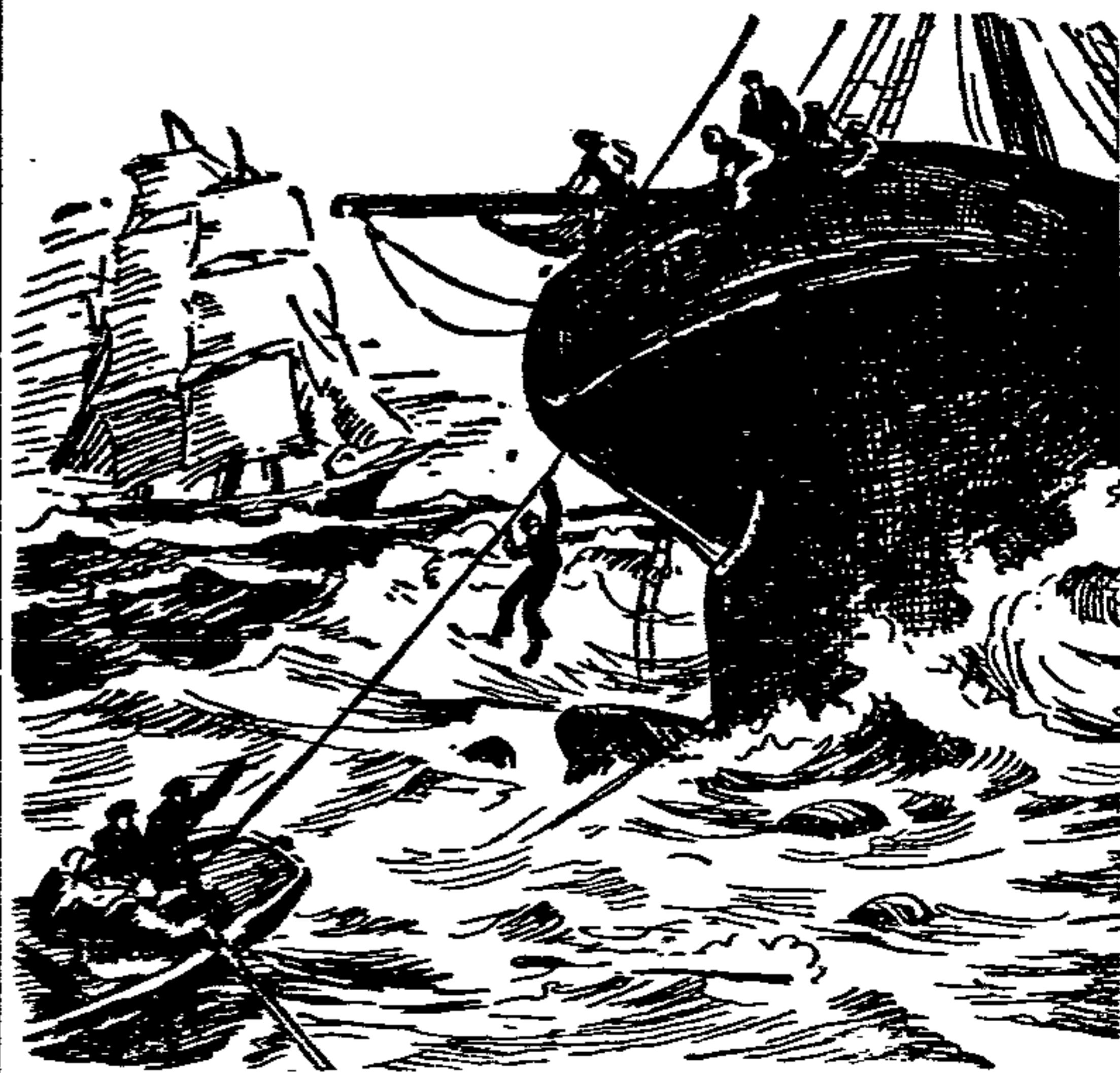
Ein Freudentaumel nahm die Gemüter der Unglücklichen gefangen, der sich noch verstärkte, als der Kapitän des nunmehr ganz herangekommenen Schiffes, dicht am Heck der „Siddartha“ vorbeikreuzend, herüberschrie, daß er ein Boot aussetzen würde. Wirklich stoppte der Segler gleich darauf ab, ließ ein Boot zu Wasser, das dem Wrack zustrebte.

„Wegen der rauhen See“, fährt der Kapitän der „Siddartha“ in seinem Bericht fort, „konnten unsre Retter das Boot nicht längsseits bringen; darum rief uns der Steuermann zu, wir sollten ihm ein Tau zuwerfen. Das taten wir, in-

dem wir das eine Ende an Bord festhielten, worauf die Besatzung des Bootes dieses so dicht an das Wrack holte, als sie ohne Gefahr wagen durfte.

Nun teilte ich dem Steuermann mit, daß zwei Kranke an Bord seien, die ins Boot hinabgelassen werden müßten. Mit wunderbarer Geschicklichkeit brachte er das Boot dicht unter das Heck, und es gelang uns, die Kranken einzeln hinunterzuschaffen.

Darauf ließ der Steuermann das Boot aber wieder bis zu einer gefahrlosen Entfernung fortrudern und erklärte, er dürfe es nicht noch einmal wagen, es so dicht an das Wrack heranzubringen, vielmehr sollte sich der Rest von uns am Tau entlang ins Boot hinablassen. So geschah es; einer nach dem andern trat über das Tau den Weg ins rettende Boot an. Wir waren gerettet!“



Einer nach dem andern traten die Schiffbrüchigen über das Tau den Weg ins rettende Boot an.



Franz Beckers Geburtstag

Von
Kappel-Böcker.

Franz Becker war sehr verwöhnt. Wenn er keine Schule hatte, kam er in die Speisekammer und bettelte. Er konnte es buchstäblich nicht ertragen, ein Stück geräucherten Fisch, ein Stückchen Wurst oder einen Kuchen daliegen zu sehen, und er bat und bettelte bei der Mutter. Am liebsten waren ihm Süßigkeiten und Schokolade.

Eines Tages sagte er zu seiner Mutter: „Du, Mutter, jetzt ist bald mein Geburtstag!“

„Ja, Franz, du wirst acht Jahre alt.“

„Kochst du mir dann Schokolade?“

„Ja, vielleicht, wenn das Geld dazu reicht; hoffentlich wird es so sein.“

„Bekomme ich dann zwei Tassen?“ — „Ja!“ — „Bekomme ich drei Tassen?“

— „Ja!“ — „Bekomme ich vier Tassen?“

„Zwanzig!“ sagte der Vater und Franz Becker sah den Vater groß an, denn so pflegte der Vater solche Angelegenheiten sonst nicht zu behandeln.

„Hundert“, sagte der Va-

Liebe Kinder!

Wenn ihr etwas für die Kinderzeitung schreibt, so freut das den Schwarzen Jungen jedesmal. Nur dürft ihr dabei nie vergessen, euer Alter anzugeben, auch wenn ihr öfter mal etwas schickt; denn alle die Namen kann der Schwarze Junge nicht behalten, und ohne die Altersangabe können ihm die seltsamsten Dinge begegnen. So hatte einmal ein Leser Flick-Flock-Flaubilder gezeichnet. Der Schwarze Junge bestellte sich den kleinen Herbert in die Redaktion, um mit ihm über die Zeichnungen zu sprechen. Der Herbert kommt auch — doch stellt euch die Verwunderung des Schwarzen Jungen vor: der „kleine Herbert“ war ein ausgewachsener, stämmiger Maurer! Es handelte sich also gar nicht um eine Kinderarbeit, sondern um die Zeichnung eines Erwachsenen. Wenn ihr aber immer dabei schreibt, wie alt ihr seid, kann dem Schwarzen Jungen so etwas nicht wieder passieren.

Die Redaktion.



ter, „und willst du noch mehr, so bekommst du soviel du nur trinken kannst.“

Franz Becker war so verblüfft, daß er gar nichts mehr sagte, — aber glauben konnte er es nicht.

Im allgemeinen wachte Franz Becker morgens immer erst auf, wenn ihm die Mutter das Federbett fortzog. Aber am Geburtstagsmorgen waren Vater und Mutter sprachlos vor Staunen, denn er saß aufrecht im Bette und sah in der Stube umher. „Ist nun Geburtstag? Werden wir jetzt Schokolade haben?“

„Zehn Tassen sofort“, sagte der Vater. Die Mutter lachte wehmütig.

„Zehn Tassen sofort und die übrigen sobald wir können. Vorwärts, Mutter, laß die Schokolade aufmarschieren!“ Und es dauerte kaum eine Viertelstunde,

bis die Mutter die feinste Kanne voll mit der schönsten, dampfenden und duftenden Schokolade brachte.

„Wahrhaftig“, sagte der Vater, „das schmeckt!“, und er pustete behaglich. „Noch eine Tasse für Franz!“

„Ja, bitte“, antwortete Franz, dem schon der Schweiß aus den Poren brach. Aber die Schokolade war zu gut.

„Noch eine Tasse gefällig?“, fragte der Vater, „heute ist Geburtstag.“

„Ja — bitte“, antwortete Franz, schielte aber dabei nach der Kanne, — sie war bedenklich voll. Ja, gewiß — noch ein wenig!“

„Was meinst du“, sagte der Vater außerordentlich erstaunt. „Ist es denn nicht noch lange bis zu zwanzig und noch länger bis zu hundert? Zwing dich doch!

Oder kannst du nichts mehr vertragen?"

„Jaa, doch!“ sagte Franz Becker und begann mit der vierten Tasse, aber er sah mit seinem angeschwollenen Gesicht umher, als wollte er die Stube aufessen. Der Vater stand auf.

„Ja, nun wollen wir ein wenig verschnauften“, sagte er. „Nachdem wir uns angezogen haben, nehmen wir dann noch zwei, drei oder auch fünf Tassen.“

Franz stieg langsam mit ein wenig lauernder Miene aus dem Bett, und als der Vater hinaufging, um sich zu waschen, stahl er sich aus der Türe und setzte sich so recht überfressen draußen hin. Nun kam die kleine Else, geputzt und geschniegelt.

„Hast du Schokolade bekommen, Franz?“

Franz Becker wurde wütend.

„Trink' das Ganze allein aus“, sagte er, „es steht gewiß eine schrecklich große Kanne voll Schokolade drinnen auf dem Tisch und Mutter hat gewiß noch die ganze Küche voll davon.



Ich trau' mich gar nicht hinein.“ — So hatte sein Vater erreicht, was er wollte: Franz hatte für viele Jahre genug an Schokolade und Süßigkeiten. Nicht mehr sehen konnte er sie, geschweige denn essen. —

Wie man in Persien reist

Obwohl wir im Zeitalter der Maschine leben, gibt es doch noch Erdenwinkel, in denen man nicht viel von der Technik unserer Tage verspürt. So liegt es zum Beispiel mit dem persischen Verkehrswesen sehr im argen.

In Persien werden Personen und Lasten nur auf Eselrücken befördert. Erblickt man zum erstenmal eine reisefertige Karawane, so begreift man es einfach nicht, wie diese kleinen Tiere, die man bei uns als „faul“ verächte, derartige Lasten tragen können, ohne dabei zusammenzubrechen.

In unserer Heimat hätte derjenige, der ein Tier so bepaden würde, wohl eine



gerichtliche Bestrafung wegen Tierquälerei zu erwarten. Aber in Persien gibt es kein Tierschutzgesetz...

Natürlich werden auch Kammele und Pferde zum Verkehrsdienst herangezogen, aber wenn weite Strecken möglichst rasch und mit viel Bagage bewältigt werden sollen, greift man doch immer wieder auf das graue Vierbein zurück, weil es nun einmal der geduldigste und ausdauerndste Lastenträger ist.

Trotzdem ist es durchaus kein Vergnügen, auf dem Esel wochenlang zu reiten!



Die Straßen befinden sich oft in einem Zustand, der jeder Beschreibung spottet. Dazu kommt, daß der Weg zeitweise hart am Rande schwindelnder Abgründe entlang führt.

In solchen Augenblicken zeigt der Esel wieder einmal Glanzleistungen, denn trotz der großen Last, die er mit sich schleppt, balanciert er genau auf dem schmalen Wege dahin, und nie wird es geschehen, daß er an irgendeinen Felsvorsprung stößt.

Werden derartige gefährliche Wegstellen passiert, verzichten die Treiber wohlweislich darauf, den Esel zu führen, wissen sie doch, daß das Tier viel sicherer den Pfad durchmisst, wenn es sich selbst überlassen wird. Der „dumme“ Esel zeigt sich auch hier von seiner allerbesten Seite!

Stellt so das Reisen in Persien eine große Anstrengung dar, so paßt den Reisenden aber geradezu die Verzweiflung, wenn es heißt, in den am Wege liegenden Unterkunftsstätten, den sogenannten Karawanjereien, zu übernachten.

Man stelle sich einen großen Steinbau vor, der in

seinem Innern einen leeren, kahlen Raum von beträchtlichen Ausmaßen enthält. Der Boden ist nicht gediebt. Der blanke Lehm Boden grüßt uns freundlich entgegen. Natürlich bildet er nicht eine glatte Fläche, sondern ist oft hügelig mit tiefen Löchern dazwischen. Diese Löcher dienen den Übernachtenden zum Schlafplatz.

Der Reisende kann sich das Loch höchstens dadurch etwas „wohnlischer“ gestalten, wenn er so klug war, einen Teppich mitzunehmen. Wer dagegen als Neuling zum ersten Male Persien durchstreift und in eine solche Karawanjerei gerät, darf die Nacht auf dem blanken Lehm Boden verbringen.

Trotzdem ziehen die Reisenden diese Unterkunftsstätten einem Lager im Freien vor, weil sie hier wenigstens ein Dach über dem Kopfe haben und so vor der Unbill der Witterung geschützt sind. Ganz „ausgekochte“ Reisende führen neben einem Teppich aber auch noch andre Dinge mit sich, um sich die Reise so angenehm wie nur möglich zu machen: Klappstühle und Klappbetten und Kaffeemaschinen.

Aber, wie gesagt, jeder ist nicht so fürsorglich, und jeder hat auch schließlich nicht das Geld, sich infolge des Mehrgepäcks noch einen zweiten Esel mit Treiber zu mieten.

Da in Persien das Räuberleben noch nicht ausgestorben ist, droht alleinreisenden Männern und Frauen manche Gefahr. Es ist eben nicht gerade angenehm, von Räuberbanden vollständig ausgeplündert und der Esel beraubt zu werden.

Darum trifft man auch sehr selten Einzelreisende. Meistens sammeln sich die Reisenden in den größeren Ortschaften und den Karawanjereien zu statlichen Karawanen an, an die sich Räuberhorden selten heranzuwagen.



Die Feuerwehr als Retter in der Not

Wenn irgendwo etwas passiert, wo man sich nicht zu helfen weiß, wird die Feuerwehr geholt. Zuweilen sind es sehr komische Anlässe, die dann zu einem großen Auflauf von Menschen führen.

In Marseille stiftete einmal ein Regenschirm ein Unheil an, das die Feuerwehr wieder gutmachen mußte. Ein wackrer Bürger namens Avignon tat dort nichts Ungewöhnliches, als er seinen Regenschirm aufspannte, aber er erschreckte damit eine Kuh, die vorübergetrieben wurde, so furchtbar, daß sie sich in

den Saint-Marte-Kanal stürzte.

Ein Ochse sprang flugs hinterher, und die beiden Wiederkäuer rangen verzweifelt mit den Wellen. Der Treiber fluchte und bedrohte den unschuldigen Herrn Avignon, der zwar augenblicklich seinen Regenschirm wieder zumachte, aber damit nichts helfen konnte. Er eilte also zur nächsten Feuermeldestelle und alarmierte die Feuerwehr.

Ein Löschzug raste sofort herbei, während sich eine große Zuschauermenge an den Ufern des Kanals ver-

sammelte. Aber der Ochse war so wütend und ungebärdig, daß die Rettungsarbeiten überaus schwierig waren, und so mußte noch ein zweiter Zug herbeibeordert werden, bis es schließlich den vereinten Anstrengungen der Feuerwehrleute gelang, die Tiere zu bergen und das Unheil wieder gutzumachen, das der Regenschirm des Herrn Avignon gestiftet.

Ganz anderer Art war das Rettungswerk, zu dem die Kopenhagener Feuerwehr herbeigerufen wurde. Im Amagertorv, einem belebten Verkehrspunkt der dänischen Hauptstadt, bemerkte ein Vorübergehender eine Taube, die mit ängstlichem Flügelschlagen auf dem Dache eines der großen Geschäftshäuser herumflatterte.

Im Nu hatte sich eine Menschenmenge angesammelt, die das arme Tierchen bemitleidete und den Verkehrsschutzmann mit Bitten bestürmte, doch etwas für die Taube zu tun, die augenscheinlich nicht fliegen konnte. Nach einigem Bedenken verließ der Beamte seinen Posten und forderte vom nächsten Telefon aus „die sofortige Hilfe der ersten Feuerwehrbrigade“.

„Die Menge war unterdessen zu einem riesigen Haufen angewachsen und guckte nach der Taube, die langsam hin- und herspazierte und sich offenbar für die Vorgänge sehr interessierte. Ein Spritzenzug donnerte heran; eine große Leiter wurde aufgerichtet, und unter allgemeiner Erregung stieg ein mit Feuerhelm, Axt und allem Zubehör ausgerüsteter Feuerwehrmann empor, um das

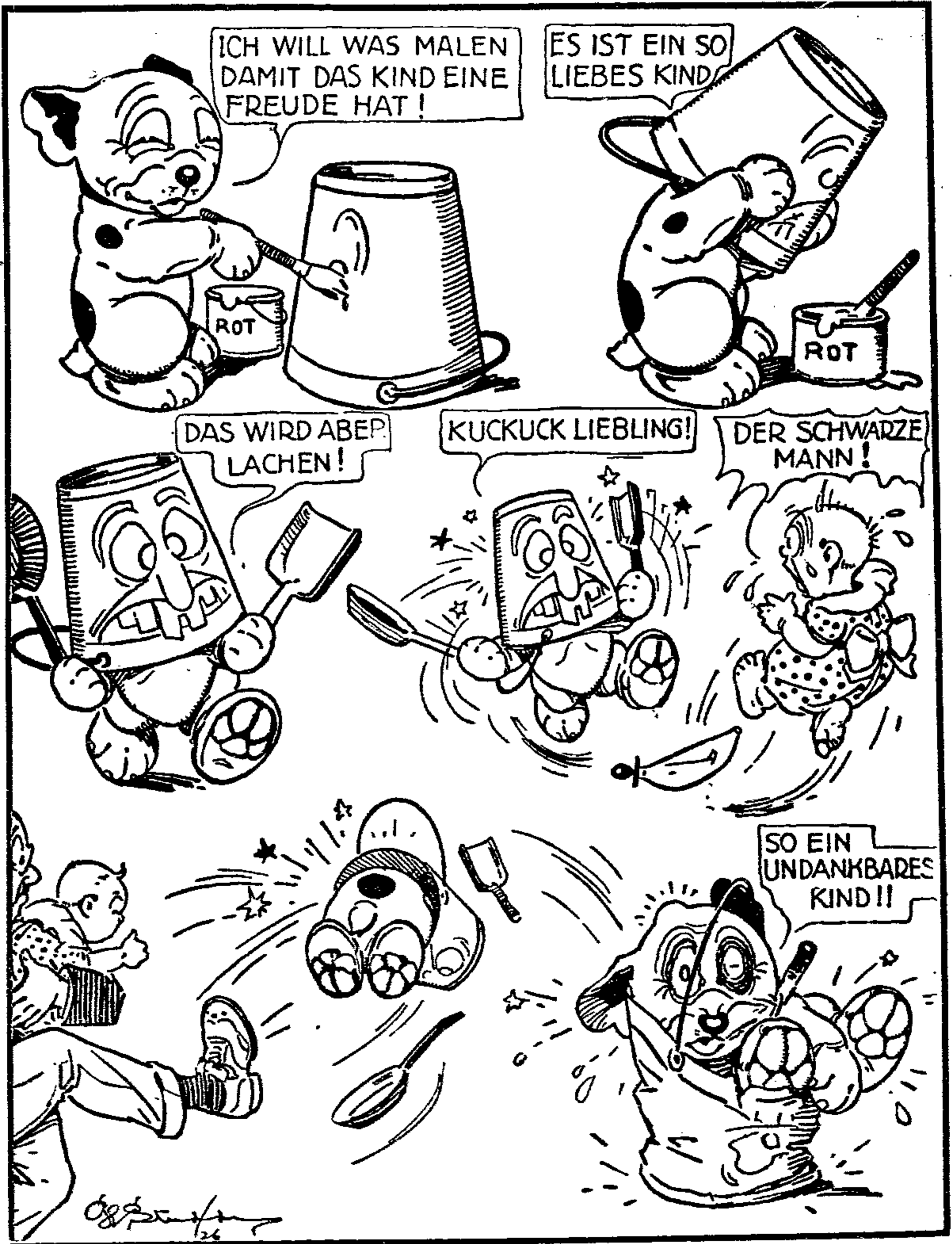
Ein komisches Bild



Unser Zeichner hat sich etwas ganz Tolles geleistet, als er dieses Bildchen verfertigte. Fehler über Fehler fallen uns an allen Ecken und Kanten ins Auge. Es wäre uns ganz nett, wenn wir einmal alles das, was auf diesem Bilde falsch gezeichnet ist, aufschreiben. Die Aufgabe lautet also:

Wieviel Fehler enthält diese närrische Zeichnung?

Bonzo als schwarzer Mann



„arme Täubchen“ zu retten. Aber während alles gespannt zusah, geschah plötzlich etwas Unerwartetes: vielleicht mochte die Taube

der Güte der Menschen doch nicht trauen oder sie war ein Spaßvogel — jedenfalls, als der Feuerwehrmann auf dem Dache er-

schien und die Hand nach ihr ausstreckte, breitete sie ohne die geringste Anstrengung ihre Schwingen aus — und flog davon! —

Wie alt ist die Uhr

Wißt ihr, wie alt das Zifferblatt unsrer Uhr ist? Da müssen wir uns schon ein paar Jahrtausende zurückbegeben.

Die Erfindung und Anordnung des bei uns heute noch üblichen Zifferblatts geht auf das uralte Volk der Summerer, die im vierten und dritten Jahrtausend vor Christi im heutigen Palästina, zwischen Euphrat und Tigris in der Nähe von Babylon ansässig waren.

Sie stellten damals schon astronomische Beobachtungen an, das heißt, sie beschäftigten sich mit dem Lauf der Sterne und der Sonne und bildeten das Zifferblatt dem scheinbaren Kreise nach, in dem die Sonne die Erde jährlich umläuft.

Die Zwölftteilung kam daher, daß der Mond zwölfmal eine Drehung vollzieht, bis die Sonne nach Verlauf eines Jahres wieder die alte Stellung der Erde gegenüber erreicht.

Der kleine Zeiger ist der Sonnenzeiger, der große der



(Erdacht von einem Neunjährigen.)

Bilderrätsel

Mondzeiger, der zwölfmal um das Zifferblatt läuft, während es der kleine nur einmal umschreibt. Die Instrumente der Summerer waren äußerst einfach, ein Zirkel und ein Lineal.

Der Zirkel war ein zugespitztes Stückchen Holz, das an einer Schnur befestigt war, die ihrerseits wieder an einem feststehenden Pflock angemacht war.

Bewegt man das Holzstückchen bei gespannter Schnur einmal rund um den Pflock, so erhält man einen Kreis.

Wenn ihr einmal euern Zirkel vergessen habt, könnt ihr's ja auch so machen. —

Die Daueruhr

In Amerika, in einer kleinen Stadt in der Nähe von Boston, gibt es eine Uhr, die seit dem Jahre 1717 unaufhörlich in Gang ist.

Seit 212 Jahren ist an dieser Uhr keine Reparatur vorgenommen worden. Das muß ein sorgfältiger Uhrmacher gewesen sein! —

Das Loch im Strumpf

Peter: Siehste, Mutter, das ist dir ganz recht, daß du mich gebadet hast; jetzt kann man das große Loch in meinem schwarzen Strumpf wieder sehen. —

Scherzfragen

Was sind das für Toren, die nebeneinander auf der Stange sitzen, mit einer Drahtschlinge um den Hals?

Die Isolatoren.

Welches ist der Anfang vom Ende?

Das „E“.

Woran erkennst du den Unterschied zwischen einer Kartoffel und einer Schwalbe?

Nimm in jede Hand eines von beiden — was fortfliegt ist die Schwalbe.

Rätsel-Auflösung

aus der vorigen Nummer
Die Uhr.

Begehbild



Wo ist der Reiter?